

gen Kollegen rechtzeitig avisiert. Zurückgewiesen, sagt Petersson, werde dann nur, wer „an der Grenze ohne Geld ankommt und keine Eintrittskarte vorweisen kann“.

Hooligans, das ist die Quintessenz internationaler Polizeierkenntnisse, sind inzwischen darin geübt, sich rigiden Maßnahmen des uniformierten Gegners zu entziehen. Wird ihnen aber ein gewisser Spielraum zugestanden, fehlt der Reiz, so Thomas Schneider von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Fanprojekte (BAG), auf konspirative Art und Weise ins Land zu gelangen.

In Schweden selbst wurden durch eine gezielte Auswahl der Spielorte kurzfristige Besuche anderer Partien nahezu unmöglich gemacht: Göteborg und Norrköping in der einen, Stockholm und Malmö in der anderen Gruppe liegen weit auseinander. Die Stadien werden zudem Stunden vor dem Anpfiff weitläufig abgesperrt – in ihre Nähe kommt nur, wer eine Karte vorweisen kann.

Den Fangruppen werden in allen Städten „Entertainment-Angebote“ offeriert, in Malmö beispielsweise kostenlose Zeltplätze in Parks und etliche Rockkonzerte. Um auch jene zu befrieden, die kein Ticket bekommen, werden große Videoleinwände aufgestellt. So können die Fußball-Touristen die Spiele zumindest in der Nähe ihrer Stars – und unter Aufsicht – verfolgen.

Diese Maßnahmen sollen verhindern, was noch 1988 in Hamburg alle taktischen Planungen obsolet machte. Vor dem EM-Halbfinale der Deutschen gegen Holland bewirtete der Senat die Prominenz für 100 000 Mark in einer Einkaufspassage, den weniger betuchten Fans wurde nicht einmal ein Low-Budget-Programm geboten. So zogen deutsche Hooligans und in ihrem Fahrwasser frustrierte, offenbar nicht willkommene Fans marodierend über die Reeperbahn und verprügelten sowohl holländische Kollegen als auch Zivilpolizisten.

Inwieweit die Vorstellungen des schwedischen Sicherheitsstabes nichts als der Wunsch nach einem „Idyll“ (ein Hamburger Polizeipsychologe) bleiben, ist vorläufig offen. Als nämlich der DFB und die Fanprojekte beim EM-Qualifikationsspiel zwischen Deutschland und Belgien im vergangenen Jahr erstmals gemeinsam ein Fanlager einrichteten, blieben die Zelte leer – und in der Innenstadt gab es eine kurze, aber heftige Schlägerei. Die Jugendlichen, vermutet der Fanexperte der Hamburger Polizei, Rüdiger Bredthauer, hätten „die gute Absicht gemerkt und waren verstimmt“.

Bis zu 2000 Hooligans erwartet Schneider in Schweden: „Das ist für die der Höhepunkt für die kommenden vier Jahre.“ Denn zur nächsten WM 1994 in

den USA könnten, weil zu kostspielig, die meisten nicht fahren. So biete Schweden auch dem „Ostmob“ auf absehbare Zeit die letzte Gelegenheit, sich in der gesamtdeutschen Fanszene zu profilieren.

Schneider hält es nicht für abwegig, daß die Deutschen, die „erst seit der WM in Italien zu einem nationalen Hoolbewußtsein gekommen“ seien, in Schweden ausfechten wollen, wer denn nun die Nummer eins in Europa sei: „England, Holland oder das neue Deutschland“.

Die BAG geht deshalb davon aus, daß ihre Arbeit auch in Schweden gefragt ist. Mit dem DFB, der vom EM-Gewinn wenigstens 4,6 Millionen Mark, bei einer Finalteilnahme sogar 6,9 Millionen Mark erhält, soll Ende Januar verhandelt werden, ob der Verband die Kosten für das Koordinierungsbüro, einen Rechtsberater und die Unterbringung von zehn Fanbetreuern übernimmt. Die veranschlagte Summe von 80 000 Mark nennt Bahr einen „lächerlichen Betrag“.

Das Szene-Blatt *FanTreff* bereitet seine Leser schon seit Monaten auf den Einsatz in Skandinavien vor: „Es ist bekannt, daß die schwedische Polizei gut ist.“ Vor allem die hohen Preise für Alkohol werden kritisiert. Ein Hamburger Fan, der im letzten Sommer eine Ortsbesichtigung vornahm, stöhnte angesichts der nüchternen Sitten jenseits des Kattegats: „Das kommt ja echt höllmäßig.“

Um Plünderungen der staatlich kontrollierten Alkoholverkaufsstellen oder von Gaststätten zu vermeiden, wollen die Veranstalter die schlagkräftigen Gäste sogar mit Bier besänftigen. Das Organisationskomitee in Malmö überlegt,

eigens für die EM ein Spezialbräu in Auftrag zu geben, das dann zu kontinentalen Preisen verkauft werden soll.

Doch die „Toleranz für Archaik“ (Fanforscher Michael Löffelholz) ist nicht grenzenlos. Im Herbst stellte die schwedische Polizei demonstrativ ihre neue Einsatzkleidung vor: Helme mit speziellem Nackenschutz und Funkausrüstung, Gummiknüppel, Stiefel und Overalls in leichteren Varianten sowie nicht entflammable Strümpfe. „Wir sind freundlich“, sagt Petersson, „aber wenn wir provoziert werden, ist der Spaß vorbei.“

Schach

Lückenlose Fahndung

Datenbanken ermöglichen den Profis eine lukrative Hetze von Turnier zu Turnier. Der Computer informiert in Sekundenschnelle über die Schwächen der Gegner.

In manchen Nächten findet Frederic Friedel kaum Schlaf. Wenn das Telefon wieder einmal morgens um vier Uhr schrillt, weiß der Computerexperte aus dem Heidedörfchen Hollenstedt bei Hamburg schon, warum: Irgendwo auf der Welt sitzt ein Schachprofi hilflos vor seinem Rechner.

Die Schachelite telefoniert oft mit Friedel. Denn der einstige Philosophieassistent bietet einen einzigartigen Ser-

* Am 16. Januar in einem Hotelzimmer in Baden-Baden.



Weltmeister Kasparow, Sekundant Friedel*: „I love Computer“

vice. Per Knopfdruck läßt sich aus der Datenbank „Chessbase“ abrufen, was je an interessantesten Matches gespielt wurde – insgesamt über 200 000 Partien. Und wenn ein Spieler mit den Programmen nicht zurechtkommt, hilft Friedel auch schon mal per Ferndiagnose.

Chessbase bündelt das in vielen tausend Büchern verstreute Wissen auf einen Schuhkarton mit Disketten, die weniger als 10 000 Mark kosten. Datenbanken, glaubt sogar Weltmeister Garri Kasparow, bedeuten inzwischen für das Schach „die wichtigste Neuerung seit Erfindung des Buchdrucks“.

Die Vorzüge der elektronischen Sekundanten überzeugten auch erklärte Computermuffel wie den Hamburger Matthias Wahls. „Ohne Datenbank“, weiß der Nationalspieler, „geht gar nichts mehr.“ Selbst einstige Verweigerer wollen mittlerweile umschulen. Wiktor Kortschnoi, 60, Weltmeisterschaftsfinalist von 1978 und 1981, der nur widerwillig mit dem Computer arbeitet, klagt immer wieder telefonisch bei Friedel: „Die Maschine mag mich nicht.“

Nur 3 der 20 weltbesten Spieler arbeiten noch nicht mit Chessbase. „Aber die“, weiß Friedel, „kommen auch bald.“

Datenbanken kommen den Bedürfnissen der stetig wachsenden Zahl von Berufsspielern entgegen. Profis wie Kasparow jetten im Stile von Tennistars zu hochdotierten Turnieren um die Welt und verlangen nach gezielter Information über ihre Gegner. Hatten Sekundanten früher nach tagelanger Suche nur Unvollständiges, etwa über die Finessen des Wolgagambits, gefunden, erscheint heute alles Wissenswerte in Sekunden auf dem Monitor.

Weltmeister Kasparow erkannte als erster den Wert der Informationen via Bytes und Chips. Beim Titelkampf 1990 gegen Anatolij Karpow flog Friedel eigens nach Lyon, um Kasparow mit Disketten der jüngsten Turniere zu versorgen, Karpow waren Aufzeichnungen dieser Partien in der Eile nicht zugänglich.

Auch das Wunderkind der Schachszene, Viswanathan Anand, 22, der Kasparow beim Neujahrsturnier in Reggio Emilia zum zweitenmal innerhalb weniger Wochen schlug, profitierte von Friedels Daten: Der Inder, seit 1989 regelmäßig in Hollenstedt zu Besuch, kletterte in der Weltrangliste auf Rang fünf.

Auf einen Schaukampf wie am letzten Sonntag abend in Baden-Baden gegen die deutsche Nationalmannschaft hätte sich Kasparow ohne Computerhilfe gar nicht erst eingelassen. Dort trat der Weltmeister, der bei ähnlichen Schachshows gegen Nationalteams aus der Schweiz und aus Frankreich deutlich ge-

wonnen hatte, simultan gegen vier Großmeister an. Als Siegräprie lockte ein BMW 730i.

„Selbstverständlich“, so Bundestrainer Klaus Darga, übten auch die deutschen Spitzenkräfte mit Chessbase. Aus der Hamburger Firmenzentrale forderte Darga neben Kasparows gesamten Partien zusätzlich Informationen über die vom Weltmeister derzeit favorisierte königsindische Eröffnung an. Zur Motivation verschickte der Bundestrainer zudem eine Diskette mit 40 Niederlagen Kasparows, „damit meine Spieler die Angst verlieren“.

Dennoch zog Kasparow, da ist sich Darga sicher, aus dem Computertraining den größeren Nutzen. Ohne Datenbank hätten die international weniger bekannten Deutschen auf Übertra-

Tempo unheimlich. Er liest lieber Monographien über Spitzenspieler, „weil da einfach mehr hängenbleibt“.

Kasparow hingegen tippt automatisch im Halbsekundentakt auf die Tasten, um immer neue Stellungen auf den Schirm zu rufen. Mal blickt er unverwandt auf die Figuren, als erzähle ihm jemand einen alten Witz. Zuweilen murmelt er, runzelt die Stirn, lacht, schließt die Augen und kritzelt ein paar Zeilen auf einen Block. Der Großmeister Wahls ist ihm immerhin zwei DIN-A5-Seiten wert. Kasparow genießt es, „in der Schachvergangenheit meiner Gegner“ zu stöbern: „Die Deutschen kenne ich inzwischen besser als sie sich selbst.“

Am Brett, das bei dieser Art des Trainings auf einem Tisch hinter ihm



Schachprofi Anand: „Ohne Datenbank geht nichts“

schungszüge setzen können. Mit der Hilfe von Chessbase jedoch, befürchtete Wahls, „kennt Kasparow uns so gut, daß einem mulmig wird“.

Tatsächlich forschte der Mann aus Aserbeidschan akribisch in den Partien seiner Kontrahenten. Isoliert verbrachte Kasparow die drei Tage vor dem Turnier gemeinsam mit Friedel in einem Baden-Badener Hotelzimmer. Gebannt wie ein Quintaner vor seinem ersten Computerspiel hockte der Weltmeister in Socken vor einem eigens angemieteten Rechner.

Die Firma mußte das Programm noch tunen, ehe die Maschine der unglaublichen Lesegeschwindigkeit Kasparows überhaupt folgen konnte: Bis zu 120 Partien pro Stunde speichert der Champion im Kopf. Zuweilen starrt er dabei auf acht Stellungen zugleich, um nach Sekundenbruchteilen acht andere Diagramme zu betrachten. Wahls ist derlei

steht, baut Kasparow nur noch besonders knifflige Stellungen auf. Der Weltmeister („I love computer“) vertraut vor allem der Diskette. Besonderen Gefallen fand er an einem neuen Programm, das ermittelt, welcher Spieler welchen Zug wie oft mit welcher Erfolgsquote spielte. Wie bei einer Rasterfahndung, werden die Schwächen der Gegner lückenlos und prozentgenau ausgeforscht. „Früher“, staunte Kasparow, „hat so was Wochen gedauert.“

Eine Garantie für den Gewinn des nächsten WM-Titels 1993 in Los Angeles bietet jedoch selbst das neue Superprogramm nicht. Kasparows Intimfeind Anatolij Karpow hat mit Moskauer Wissenschaftlern das Konkurrenzsystem „Chessassistant“ entwickelt. Und das, weiß Bundestrainer Darga, ist Kasparows Lieblingsprogramm Chessbase „in einigen Teilen sogar noch überlegen“.